

In Sachen Frauengeschichte

Autor(en): **Mesmer, Beatrix**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **34 (1984)**

Heft 3: **Frauen : zur Geschichte weiblicher Arbeits- und Lebensbedingungen in der Schweiz = Femmes : contributions à l'histoire du travail et des conditions de vie des femmes en Suisse**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-80924>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

IN SACHEN FRAUENGESCHICHTE

VON BEATRIX MESMER

Der Anstoss zu einem Sonderheft «Frauengeschichte» geht auf eine Tagung im Oktober 1983 in Bern zurück, die jungen Historikerinnen aus der ganzen Schweiz Gelegenheit bot, ihre Arbeitsergebnisse vorzustellen. Dass erst jetzt – nachdem seit einem Jahrzehnt weltweit nach einer vermehrt auf die spezifisch weiblichen Existenzbedingungen ausgerichteten Geschichtsforschung gerufen wird – auch bei uns das Bedürfnis nach einer solchen Bestandesaufnahme entstanden ist, mag auf die vielberufene provinzielle Verspätung hindeuten. Dieser Eindruck trägt jedoch: Seit Jahren werden an allen unseren Hochschulen in Lehrveranstaltungen und Einzelarbeiten Frauenthemen behandelt. Es hat sich aber gezeigt, dass überall die Mittel fehlen, um grössere Projekte in Angriff zu nehmen. So breit offenbar das Interesse an einer Ergänzung unseres Geschichtsbewusstseins in dieser Hinsicht ist, so schwer hält es, bei immer spärlicher fliessenden Forschungsmitteln Gelder für neuentstehende Bedürfnisse abzuzweigen. Die in diesem Heft zusammengestellten Beiträge spiegeln diese Situation. Sie sind erste Sondierbohrungen in historische Schichten, deren systematische Exploration noch aussteht. Aber sie dürften insofern repräsentativ sein, als sie erkennen lassen, welche Fragestellungen aufgegriffen werden und welchen methodischen und sachlichen Schwierigkeiten frauenspezifische Forschung begegnet.

Diese Schwierigkeiten sind keineswegs nur äusserlicher Art. Wenn sich die Frauengeschichte – und das nicht nur in der Schweiz – schwer tut, so liegt das vor allem daran, dass sie sich (noch) nicht auf einen Fundus gesicherten Grundwissens abstützen kann. Der feministische Vorwurf, Wissenschaft als Domäne der Männer tendiere dahin, den Mann als Normalfall des Menschen zu nehmen und von daher Aussagen mit allgemeinem Gültigkeitsanspruch zu formulieren, gilt in besonderem Masse für die Geschichte. Die gängigen Konzepte und Kategorien, die der Aufarbeitung des Quellenmaterials wie der historiographischen Darstellung zugrunde liegen, geben sich zwar geschlechtsneutral. Tatsächlich aber filtern sie die Wahrnehmung einer von der männlichen abweichenden weiblichen Wirklichkeit aus. Wie anders wäre es erklärbar, dass Historiker, wenn sie das Entstehen der mo-

dernen Schweiz schildern, ganz unbefangen von der Durchsetzung der Rechtsgleichheit und des «allgemeinen» Stimm- und Wahlrechts sprechen? Dass die liberaldemokratische Umformung des politischen Systems den Status der Hälfte der Bevölkerung wenig berührte, wurde verdrängt, und damit auch ein Forschungsansatz, der die Gesellschaft als Ganzes in den Griff bekommen hätte. Die Scheidung in einen öffentlichen und damit geschichtswirksamen Bereich einerseits, einen häuslichen und damit privatisierten Bereich andererseits, die von der bürgerlichen Ideologie als Legitimation für die Abdrängung der Frauen festgeschrieben wurde, ist bisher kaum hinterfragt worden.

Hier wurzeln die Probleme, die sich einer frauenbezogenen Geschichtsschreibung stellen. Ihr fehlen, soll sie sich nicht darauf beschränken, stets von neuem die Diskriminierung des weiblichen Geschlechts zu beklagen und die androzentrische Geschichtssicht als Fehlleistung zu denunzieren, die verbindlichen Wegmarken. Auch wenn keineswegs anzunehmen ist, eine beide Geschlechter einschliessende Geschichtswissenschaft müsste zu einer anderen als der etablierten Periodisierung kommen, so scheint es doch evident, dass sich, sobald der Blick auch auf den weiblichen Teil der Gesellschaft ausgeweitet wird, die Perspektiven verändern. Hinter den scheinbar klar auf den Begriff gebrachten Abläufen tut sich eine noch kaum durch wissenschaftlichen Zugriff strukturierte Zone sozialer Interaktionen auf.

Schon von der Quellenlage her ist es nicht einfach, in diese Zone vorzustoßen, da der Status und die Handlungsfähigkeit der Frauen sich in den patriarchalisch bestimmten europäischen Gesellschaften aus ihrem Verhältnis zu den männlich dominierten Institutionen herleiten. Die Aussagen über weibliche Lebens- und Arbeitsbedingungen sind schon deshalb kontrovers, weil sie meist nur indirekt, über die Zugehörigkeit zu einem familiären, herrschaftlichen oder organisatorischen Verband gewonnen werden können. Nur selten erlaubt eine Quelle wie der von Dorothee Rippmann bearbeitete Basler Glückshafenrodel von 1471/73 einen direkten Vergleich von weiblichem und männlichem Verhalten. Freilich verweist auch in diesem Fall die Auswertung wieder auf ein Gesellschaftsmodell, das Bewegungsfreiheit und Selbständigkeit der Frauen einschränkte. Ihre Arbeits- und Reproduktionskapazität war an die Sozialform des «ganzen Hauses» (Otto Brunner) gebunden – eine Abhängigkeit, die sich offenbar seit dem ausgehenden Mittelalter verstärkte. Die durch ihre Fruchtbarkeit und Arbeitsleistung das Überleben der Hausgemeinschaft sichernde Frau stellt in den vorindustriellen Jahrhunderten die normative Vorgabe dar, an der sich geschlechtsspezifische Aussagen orientierten. Aktenkundig und damit für Historiker analysierbar wurden in der Regel nur Normverletzungen. Dass dabei der Eindruck entsteht, soziale Spannungen, die das Gefüge der Gesellschaft bedrohten, seien in vielen Fällen durch die Kriminalisierung von Frauen ausagiert worden, mag zum Teil auf diese Quellenlage zurückzu-

führen sein. Es liesse sich jedoch auch die These formulieren, die durch Rollenzuweisung überhöhte Reproduktionsfunktion der Frauen lasse sich je nach Bedarf zur Kontinuitätssicherung und zur Kanalisierung von Konflikten verwerten.

Für diese Annahme spricht auch die Beobachtung, dass der einschneidende politische und wirtschaftliche Wandel, den das 19. Jahrhundert brachte, über die Frauen vorerst hinwegging. Sie blieben dem «ganzen Haus» verhaftet, mediatisiert durch eine nur auf männliche Individuen ausgerichtete Rechtsordnung. Das bedeutete nichts anderes, als dass die Frauen in der Traditionalität festgehalten wurden, während das Experiment der Modernisierung die Männer beschäftigte. Für die gesamtgesellschaftliche wie für die individuelle Ökonomie stellte diese Differenzierung, die ideologisch mit der «natürlichen Bestimmung des Weibes» gerechtfertigt wurde, so etwas wie eine Rückversicherung dar. Der traditionellen Dominationsmustern unterworfenen Bereich des Weiblichen erwies sich als Puffer, der die bedrohlichen Nebenwirkungen der forcierten Industrialisierung und Demokratisierung aufzufangen hatte.

Die Beiträge zu frauenspezifischen Problemen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, auf denen das Schwergewicht dieses Heftes liegt, lassen sich in diesen Zusammenhang einordnen. Obschon sie unabhängig voneinander entstanden sind, zeigen sie eine deutliche Konvergenz der Thematik. Das hat seinen Grund nicht nur in der persönlichen Betroffenheit der Autorinnen, sondern auch in den verfügbaren Quellen. Bezeichnenderweise sind die Aussagen über die wirtschaftliche Situation der Frauen unzuverlässig. Dass weibliche Arbeitskraft trotz der Industrialisierung noch vorwiegend auf traditionale Art, als häusliche Naturalleistung oder als Teil des Familieneinkommens verwertet wurde, hat, wie Regina Wecker zeigt, seine Rückwirkungen auch auf die statistische Erfassung. Das ambivalente Verhalten gegenüber der zwar ökonomisch notwendigen, vom Gesichtspunkt der gesellschaftlichen Stabilität her jedoch unerwünschten weiblichen Erwerbsarbeit hat einerseits zu einer erhöhten innerhäuslichen Ausbeutung geführt, andererseits die zeitgenössischen Klagen über die zunehmende Lohnarbeit hervorgerufen, durch die sich die Wirtschaftshistoriker lange haben irreführen lassen. In welchem Masse Frauenarbeit als der Familie zukommende Leistung Abhängiger gewertet wurde, lässt sich auch aus den Überlegungen von Elisabeth Joris und Heidi Witzig zu typisch weiblichen Berufsbezeichnungen erkennen. Selbst innovative Tätigkeiten gerieten unter den Deckmantel zumindest verbaler Traditionalität, die Frauen eine individuelle Lebensgestaltung versagte. Es kann deshalb nicht verwundern, dass im ohnehin nicht wortgewandten Chor der Auswanderer, die durch zunehmenden demographischen und wirtschaftlichen Druck in die Fremde getrieben wurden, den Frauen keine eigene Stimme zukam. Béatrice Ziegler's Suche nach dem Sonderschicksal der Auswanderin stiess gerade dort

auf Schwierigkeiten, wo die Anpassung an neue Lebensumstände einen Bruch mit der Tradition erwarten liess.

Dagegen verdichtete sich der Diskurs auffallend, wo die weiblichen Reproduktionsaufgaben, Hausarbeit und Sexualität, gesellschaftsrelevant wurden. Mit der Trennung von Arbeitsplatz und Wohnung bekam das Heim eine neue Retablierungs- und Sozialisierungsfunktion. Nirgends lässt sich der Rückgriff auf das traditionale häusliche Sicherheitsnetz deutlicher verfolgen als an dem wachsenden Aufgabenkreis, der den Frauen als Hausmüttern von den überforderten männlichen Sozialpolitikern zugeschoben wurde. Anne-Marie Stalder weist darauf hin, dass es dabei nicht nur um die Befestigung bürgerlicher Ordnungsvorstellungen ging, sondern um die Disziplinierung der Unterschichten. Der Hauswirtschaftsunterricht zielte auf die Homogenisierung der Gesellschaft und damit auf die Abdämpfung der latenten Klassenkonflikte. Aus diesem Zusammenhang erklärt sich auch, dass die Rationalisierung und Technisierung den Haushalt mit einiger Verspätung erreichte. Die soziale Funktion des Heims setzte, wie Lisa Berrisch nachweist, der an und für sich erwünschten Entlastung der Frauen recht bald wieder Grenzen. Auf einen anderen Aspekt der Abwälzung fürsorglicher Aufgaben auf die Hausmütter geht Anita Fetz ein. Die zuerst ins Haus verlegte Korrektur wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Folgeschäden wurde von den bürgerlichen Frauenorganisationen wieder in die Öffentlichkeit hinausgetragen. Über die Sozialarbeit gelang es den Frauen, den ihnen zugewiesenen Pflichtenkreis zu professionalisieren und als anerkannten weiblichen Sonderbereich zu institutionalisieren.

Die während der Modernisierungsphase den Frauen überbürdete Stabilisierungsfunktion führte aber auch dazu, dass alle Destabilisierungssymptome, die mit dem ungleichgewichtigen Verlauf des sozialen Wandels zusammenhingen, auf sie zurückprojiziert wurden. Das äusserte sich in der Kulpabilisierung derjenigen weiblichen Wesen, die der Rollenerwartung der fürsorglichen Hausmutter nicht entsprachen. Da die domestizierte Mutterfigur in die Geschlechtslosigkeit entrückt war, tat man sich vor allem schwer mit der Sexualität. Die Differenzierung in eine männlich bestimmte Öffentlichkeit und eine weiblich bestimmte Häuslichkeit verwies Kontakte zwischen den Geschlechtern in den Marginalbezirk einer als unsauber empfundenen Promiskuität. Sexuelle Aktivität wurde damit zum gesellschaftlichen Defekt, der ins Zwielficht verbannt werden musste. Von daher ist es zu verstehen, dass im ausgehenden 19. Jahrhundert die Prostitution zu einem Angelpunkt gesellschaftlicher Auseinandersetzungen wurde. Welche Ängste dabei auf dem Umweg über sanitärische Eingriffe bewältigt werden sollten, zeigt der Beitrag von Danielle Javet.

Einen anderen Ansatz wählt Anita Ulrich, die den ökonomischen und sozialen Bedingungen nachgeht, unter denen Frauen ihren Körper verkauften. Wenn zum Schluss in der Untersuchung von Annamarie Ryter von Ab-

treibung die Rede ist, so wird nochmals aufgedeckt, in welche Konfliktsituationen die rigiden Normen gerade die benachteiligten Frauen trieben.

Frauengeschichte – das sollten die Beiträge dieses Heftes zeigen – ist niemals nur die Geschichte von Frauen allein, sondern stets die Geschichte der Beziehung zwischen Männern und Frauen. Sie sollte deshalb auch nicht nur von Frauen geschrieben werden. Eine neue Gesellschaftsgeschichte, die diesen Namen verdient, lässt sich nur verwirklichen, wenn von allen Historikern sowohl die geschlechtsspezifischen als auch die übergreifenden Fragestellungen reflektiert werden.